

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 10

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

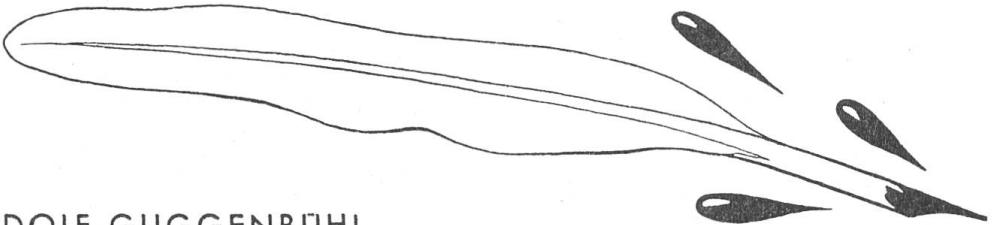
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN



von ADOLF GUGGENBÜHL

Alles hat seine Zeit

ILLUSIONEN sind manchmal angenehm, meistens aber gefährlich, vor allem wenn sie die Armee betreffen. Ich glaube, die Verlängerung der Dienstzeit auf 60 Jahre, wie sie bei uns während des Krieges vorgenommen wurde, war eine fragwürdige Maßnahme. Aus dieser Erkenntnis heraus erklärt es sich, daß auch viele Nationalräte, die ganz positiv zur Landesverteidigung stehen, einem sozialdemokratischen Antrag, wenigstens die über 55jährigen dieses Jahr nicht zu Ausbildungskursen einzuberufen, zustimmten.

Gewiß, auch ein 59jähriger ist noch durchaus im Stande, eine Brücke zu bewachen, vorausgesetzt, daß der Gegner, mit dem er zu tun hat, dem gleichen Jahrgängerverein angehört – was allerdings sehr unwahrscheinlich ist.

Die übermäßige Heraufsetzung der Dienstzeit beruht auf einer Illusion, allerdings einer Illusion, die heute allgemein verbreitet ist. Weil die durchschnittliche Lebensdauer gestiegen ist und die Medizin viele Krankheiten zu bekämpfen versteht, die früher zu einem vorzeitigen Tod führten, ist die Ansicht aufgekommen, ein 60jähriger sei heute zehn Jahre jünger als sein Vater im gleichen Alter.

Das ist bestimmt nicht richtig. Ein älterer Herr ist ein älterer Herr, auch wenn er keinen weißen Bart trägt.

Ich habe im letzten Dezember die Entlassung aus der Wehrpflicht mitgemacht. Es war ein netter und würdiger Anlaß. Allerdings muß-

te einer der Soldaten gleich zu Beginn der Abgabe der Ausrüstung ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Die Entlassung fand im dritten Stock der Kaserne statt. Das Erklimmen der Treppen mit Sack und Gewehr war für das Herz des Betreffenden eine allzu starke Beanspruchung gewesen.

Ein zweiter wurde als Absenz eingetragen. Es zeigte sich dann aber, daß er doch anwesend war. Er hörte aber so schlecht, daß er nicht reagierte, als sein Name mit Stentor-Stimme ausgerufen wurde.

Ein dritter . . . Lassen wir das.

Trotz diesen Vorfällen erklärte mir nachher beim gemütlichen Zusammensein mein Nachbar beim Bankett unter Zustimmung der zunächst Sitzenden: «Wißt Ihr, es ist eigentlich unglaublich, in welch guter Form wir noch alle sind. Ich erinnere mich, wie ich bei Beginn des Ersten Weltkrieges dem Einrücken der Landsturm-Männer zuschaute. Ihr hättet diese alten Kläuse sehen sollen!»

Nun, die «alten Kläuse» waren dazumal im Durchschnitt 44jährig! Der Beobachter war aber nur 18, daher kommt wohl die optische Täuschung.

Es ist auch nicht richtig, wenn man behauptet, der Sport mache, daß die Menschen heute viel länger jung blieben. Auch früher gab es ja viele Männer, die bis ins hohe Alter körperlich arbeiteten, denen es also an Bewegung bestimmt nicht fehlte.

Und leben jene, die eine sogenannte sitzende Lebensweise führen, heute wirklich gesünder als ihre Väter und Großväter in ähnlichen Berufen? In Tat und Wahrheit treiben nur die allerwenigsten systematisch einen Sport. Es

gibt einige – weniger als man glaubt – die skifahren, und andere, die Tennis spielen. Es ist wahr, diese Sportarten waren vor 50 Jahren bei uns weniger verbreitet, dafür gab es noch keine Autos, und die meisten Herren über 50 legten, teils freiwillig, teils gezwungen, jeden Tag ziemliche Distanzen zu Fuß zurück, ein Sport, der auch sehr gesund, aber fast ganz verschwunden ist.

Es wäre unfreundlich, wenn ein Dreißig- oder Vierzigjähriger solche Dinge sagen würde, wenn man aber selbst zu den Sechzigern gehört, ist man etwas freier in seiner Meinungsäußerung.

Ich meine gar nicht, ältere Leute sollten zum alten Eisen geworfen werden, und sie könnten in einem Kriege dem Vaterland nicht noch große Dienste leisten. Aber für Kriegsaufgaben eignen sie sich nicht mehr, und es wäre vielleicht doch die Frage zu prüfen, ob man das militärflichtige Alter nicht wenigstens auf 55 Jahre herabsetzen sollte – im Interesse der Landesverteidigung.



Die verschwundenen Knaben

WENN alt Präsident Truman mit seinen Freunden Poker spielt und sich ein Besucher nach ihm erkundigt, wird seine Frau erklären: «Mein Mann spielt Karten «with the boys».

Die Amerikaner haben eine solche Bewunderung der Jugend, daß selbst 70jährige Männer als boys und weißhaarige Frauen als girls bezeichnet werden. Das tönt für uns merkwürdig. Wir würden in einem solchen Falle von Männern oder Herren reden. Das Wort Buben brauchen wir nur bis zur Konfirmation.

Wie aber werden die jungen Männer zwischen 15 und 25 Jahren bezeichnet? Dafür fehlt in unseren heutigen Dialekten das passende Wort.

«Wie war es am letzten Samstag, hast Du Dich gut unterhalten?» fragte ich kürzlich ein 18jähriges Mädchen.

«Prima, es sind e paar netti Buebe da gsi.»

Wieso Buben? Neunzehnjährige sind keine Buben mehr, oder höchstens für ihre Eltern. Aber Männer sind sie auch noch nicht. Wie

soll man sie also nennen? Vielleicht Burschen? Aber dieses Wort hat heute etwas leicht Abschätziges und paßt nicht mehr recht.

Es fehlt also im Dialekt der richtige Ausdruck. Er ist da, aber er wird nicht verwendet. Er heißt: «Chnaben».

Ein Chnab ist ein erwachsener, aber noch nicht verheirateter Mann; er entspricht der Jungfer oder dem Fräulein. Die Knabenschaf-ten, die früher bei uns in den Dörfern eine so große Rolle spielten, waren bekanntlich die Vereinigungen der ledigen Männer.

Mit der Zeit wurde aber das Wort Chnab als altväterisch oder nicht nobel genug fallen gelassen und jetzt befindet man sich in der eigenartigen Lage, daß uns ein dringend benötigter Ausdruck fehlt (genau wie, nebenbei bemerkt, für Kellner, den wir faute de mieux mit dem importierten Ausdruck «Herr Ober» bezeichnen.)

Daß Worte verschwinden, die Gegenstände bezeichnen, die man nicht mehr braucht, ist nicht merkwürdig; daß die junge Generation nicht mehr weiß, daß man das Stück Schnur, das vorne an der Geißel befestigt ist, als Zwick bezeichnet, ist nicht erstaunlich, denn mit den Fuhrwerken sind auch die Geißeln verschwunden.

Es zeugt aber von einer eigentlichen Störung, wenn eine Kultur aus nationalem Minderwertigkeitsgefühl dringend benötigte, eigenständige Worte untergehen läßt, ohne für Ersatz zu sorgen.



Die sinnlose Jagd

DIE Aufhebung der Goldwährung hat unter anderem ein unerwartetes Ergebnis gezeigt: Mit den Goldstücken ist auch der klassische Geizhals verschwunden. Der Mann, der sich jeden Rappen am Munde abspart, in abgeschabten Kleidern herumgeht und nur von Wasser und Brot lebt, dafür aber bei geschlossenen Läden und verriegelter Tür jeden Abend seine Goldstücke zählt, kommt nur noch im Märchen vor.

Der Besitz von Banknoten oder gar das abstrakte Depot und Konto auf der Bank verschaffen dem Besitzer nicht den gleichen Lustgewinn, wie das Berühren und Betrachten der gleißenden Goldvögelein. Im Gegensatz zur allgemeinen Ansicht steht überhaupt das Geld heute weniger im Mittelpunkt des Denkens als in ärmeren Epochen.

Immerhin gibt es noch erstaunlich viele ältere, gut situierte Männer, die weit über ihre Kräfte schuften, obschon sie es in keiner Weise nötig hätten. Auch wenn sie für niemanden zu sorgen haben, auch wenn sie keine Kinder besitzen, deren Zukunft sie sichern möchten, versuchen sie, immer mehr und noch mehr Geld zu erraffen, bis dann plötzlich eine der bekannten Manager-Krankheiten diesem sinnlosen Treiben ein Ende macht.

Es ist nicht immer die Freude an der Macht, welche die Geschäftsleute zu sinnloser Anstrengung treibt, auch nicht die Freude am Beruf und nicht die Flucht in die Arbeit. Was ist es denn? Ich glaube eine Art Minderwertigkeitsgefühl. Vielmehr Menschen als man denkt, sind mit Schuldgefühlen beladen. Es muß ihnen immer aufs neue bewiesen werden, daß sie von den Göttern nicht verstoßen sind. Sie werden durch ähnliche Motive zum Geldverdienen getrieben, wie andere, schwächere Naturen zum Spiel. Der Reingewinn ist für sie der Maßstab ihres Wertes.



Veraltete Nüchternheit

VOR dem königlichen Schloß in dem schönen Kopenhagen findet, wie vor dem Buckingham-Palast in London, täglich um die Mittagszeit eine Wachablösung statt. Die höchst maleisch uniformierten Soldaten in ihren hohen Bärenfellmützen erinnern durch ihre Aufmachung und ihre abgehackten Bewegungen an Zinnsoldaten oder Marionetten. Die Zeremonien, die sich abwickeln, sind etwas eigenartig, aber immerhin haben sie Form. Auf jeden Fall zieht dieses bescheidene Schauspiel in beiden Städten Hunderte von Touristen an.

Besonders jene, die Farbphotographien machen, lassen sich diese Gelegenheit selten entgehen. Es braucht in Kopenhagen besondere Absperrmaßnahmen, um die Übermacht der Zivilisten mit ihren Photo- und Kino-Apparaten einigermaßen in Schach zu halten. Einzelne Amerikanerinnen werden geradezu von einem Taumel ergriffen; große schöne Männer und farbige Uniformen, das ist eine Kombination, die ihren wildesten Träumen entspricht.

Noch vor zweihundert Jahren hätte ein solcher Aufzug nicht viel Aufsehen erregt. Er wäre eine Zeremonie unter vielen gewesen. Heute hat er Seltenheitswert.

Auch bei uns wird das Wenige dieser Art, das sich erhalten hat, wie etwa das Auftreten eines Standesweibels bei der Beerdigung eines Regierungsrates oder ein Neujahrsempfang im Bundeshaus, bei dem einzelne Diplomaten in gestickten Uniformen ihre Aufwartungen machen, gebührend bestaunt.

Das Bedürfnis nach farbenprächtigen Zeremonien wird bei uns auf andere Art befriedigt, vor allem an historischen Umzügen. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit wird ein solcher Umzug durchgeführt, wobei alle die malerischen Kostüme und Trachten der Vergangenheit aufmarschieren.

Diese Manifestationen sind schön und recht, aber sie befriedigen in der Regel deshalb nicht ganz, weil das Ganze nur ein Schauspiel ist. Am Zürcher Sechseläuten ziehen ja nicht die richtigen Bäcker, Schneider, Schmiede durch die Straßen, sondern Professoren und Prokuren, die tun als ob, Bürger, die sich als Bäcker, Schneider, Schmiede verkleidet haben.

Ich glaube, es war ein großer Fehler, daß man nach dem Zusammenbruch des Ancien Régime fast alle überlieferten Zeremonien samt den entsprechenden Bekleidungen abschaffte. Wie beim Bildersturm der Reformation ging man viel zu weit. Man schüttete das Kind mit dem Bade aus.

Welch feierlicher Akt war zum Beispiel früher fast überall die erste Sitzung des neu gewählten Großen Rates, und welch formlose, nüchterne Angelegenheit ist sie heute. Während in England, wo sich die französische Revolution viel weniger auswirkte und das deshalb zu seinem Glück mit der Vergangenheit weniger radikal brach, als die meisten Länder auf dem Kontinent, die Eröffnung des Parlaments ein farbenprächtiges Schauspiel darbietet, begnügt man sich in der Regel im Natio-

nal- und Ständerat und in unsren kantonalen Parlamenten damit, diesen wichtigen Anlaß durch eine mehr oder weniger trockene Ansprache zu betonen.

Leider waren es dann die National-Sozialisten, die als erste das Bedürfnis auch des modernen Menschen nach feierlichen Zeremonien und Umzügen erkannten – und mißbrauchten.

Auch ein moderner Staat braucht Formen. Die Demokratie bedarf ihrer genau so sehr wie die Monarchie, sonst wird der Staat in der Vorstellung der Bürger ein blutleeres, abstraktes Gebilde, bloßer Verwaltungs-Organismus.

Es ist allerdings außerordentlich schwierig, solche Formen wieder einzuführen, wenn sie einmal abgeschafft worden sind. Es ist schwierig, aber nicht unmöglich; nur darf man die Spötter nicht fürchten. Le ridicule tue und es ist leicht, neu geschaffene Zeremonien, die nicht durch den Mantel der Tradition geschützt sind, lächerlich zu machen.

Warum aber soll ein heutiger Stadtpräsident bei wichtigen Gelegenheiten nicht eine goldene Kette tragen, wie dies seine Vorgänger vor 1800 taten? Warum sollen am Dies academicus nicht auch die Professoren im feierlichen Ornat mitmarschieren? Warum besitzen einzelne Rektoren schweizerischer Universitäten auch für die wichtigsten Anlässe kein besonderes Kleid, so daß sie bei solchen Feiern im Ausland als einzige einen Frack tragen und daher immer mit Kellnern verwechselt werden?

Warum erhält der frisch gebackene Doktor bei uns nicht wie an ausländischen Universitäten einen richtigen Doktor-Hut? Warum ist die Überreichung des Doktordiploms bei uns jeder Würde bar, ein Verwaltungsakt ohne mehr Form als die Zustellung eines Steuer-Zettels? Warum tragen in den meisten Kantonen die Richter keine Toga? Auch heute üben sie ein majestatisches Amt aus, das sollte auch äußerlich zum Ausdruck kommen. Warum sind sogar im Militärdienst die Formen sehr oft unbefriedigend – wie auch die Uniformen?

Es wäre eine Aufgabe der kommenden Generation, mit der destruktiven, langweiligen Nüchternheit, die uns das 19. Jahrhundert brachte, abzufahren. Man müßte nicht unbedingt die Traditionen des 18. Jahrhunderts übernehmen, es könnten Formen geschaffen werden, die unserer Zeit entsprechen. Die jetzige Formlosigkeit aber kann niemanden befriedigen.

Lob der Schlange

«Bei der Nachmittags-Sitzung des Schwurgerichtes spielten sich wieder höchst unwürdige Szenen vor dem Publikums-Eingang ab. Es kam sogar zu Schlägereien. Angesichts der Unvernunft der sensationslüsternen Menge war der dort diensttuende Kantonspolizist machtlos. Es ist höchst beschämend für die Bevölkerung unserer Stadt, daß ... usw.»

Aus einem Zeitungsbericht.

Es ist nicht beschämend für die Bevölkerung, sondern beschämend für die zuständigen Behörden, daß sie in solchen Fällen nicht die nötigen Maßnahmen treffen, damit sich eine Schlange bilden kann.

Früher, als vor den Bahn-Schaltern die heute allgemein übliche, tischähnliche Abschränkung, die in Verbindung mit den Worten «Ein und Aus» den Zugang ordnet, noch nicht da war, entstand in Stoßzeiten in den größeren Bahnhöfen regelmäßig ein unangenehmes Gedränge, die Rücksichtslosesten kamen zuerst dran, die Anständigen hatten das Nachsehen. Jetzt ist dieses Problem auf einfache Art gelöst.

Eine Masse ist bei bestem Willen nicht in der Lage, sich selbst zu organisieren. Man darf ihr deswegen keine Vorwürfe machen. Sobald man aber die nötigen Abschränkungen anbringt – sie können auch nur aus einigen waagrechten Stangen bestehen – muß sich vorne eine Einerkolonne bilden. Diese wächst dann bei großem Andrang von selbst zur Schlange aus, dafür sorgen die Vornestehenden. Es gibt aber immer noch viele Orte, wo solche Vorrichtungen fehlen: An gewissen Autobushaltestellen, Taxistandorten an Bahnhöfen, Garderoben usw.

Dann gewöhnt sich im Verlauf der Jahre das Publikum an das geordnete Anstehen, und es kann dann unter glücklichen Umständen so weit kommen wie in England, wo überall, wo eine Abfertigung erfolgt, sich eine Schlange bildet, auch wenn keine entsprechenden Einrichtungen vorhanden sind.

Das jetzige Chaos, das bei uns herrscht, ist ungefreut und verletzt die Menschenwürde.